

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 81.

Donnerstag, 8. April

1926.

(21. Fortsetzung.)

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

Als Schellbruch an der Brandstelle ankam, stand auch schon das Lemke'sche Haus in Flammen. Der Denunziant lief händeringend und jammernd auf und ab. Da kam die Zwangfeuerwehr. Nasselnd fuhren die Gerätewagen vor. Und da war auch schon Grünau. Er sah sich nach seinem Schwiegervater um, trat zu ihm und sprach leise auf ihn ein, dabei waren seine Gedanken fern, alle Geistesgegenwart schien ihm abhanden gekommen zu sein.

Als Schellbruch nur wirre Antworten gab, schritt Grünau langsam davon. Etwas Fatalistisches kam über ihn. Er sah untätig zu, wie die Bewohner der bedrohten acht Häuser — zwei hatten schon Feuer gefangen — ihre Habe bargen und die aus dem Schlaf gerissenen Kinder in Sicherheit brachten.

Nun kam die freiwillige Feuerwehr angerückt.

Der Brand nahm an Ausdehnung zu. Die Flammen, die von Haus zu Haus ließen, spotteten der Wassermassen, die der Fluss bereitwillig an die saugenden Schläuche abgab.

Unter den Menschen, die entsezt dem Zerstörungswerk zusahen — und es war gewiß die halbe Stadt zur Stelle —, tauschte man Meinungen aus. Über den Ursprung des Feuers, über die Folgen, die entstanden, wenn die Gasanstalt, über die schon der Qualm hinstrich, von den Funken erfaßt würde. Traf dies ein, dann konnte es in Wahrheit die Stadt kosten.

Lemke hörte nicht mehr auf die Fragen, die man an ihn richtete, er sah auch nicht die argwöhnischen Blicke, die ihm galten. Mit entstelltem Gesicht verfolgte er den Siegeszug des Feuers; das hatte er nicht gewollt; Gott der Herr wußte darum.

„Sie werden gerufen, Lemke!“ sagte jemand.

Er sah wütig um sich.

„Da, der Polizeimeister! Er winkt.“

Lemke taumelte mehr, als daß er ging. Er stand dann vor dem Polizeimeister, der ihn aufmerksam musterte.

„Sie haben das Feuer zuerst entdeckt, sagt mir Herr Grünau?“

„Jawohl, Herr Polizeimeister.“

„Erzählen Sie mal. — Bitte, etwas weiter zurück“, forderte er verbindlich die begierig horchendenandrängenden auf, „wir könnten sonst alle in Gefahr kommen.“ Ein Feuerwehrmann und Grünau unterstützten ihn in seiner Mahnung.

„Also, nun erzählen Sie mal. Genaueres werden wir morgen von Ihnen hören“, sezte er mit Betonung hinzu.

Lemke verfärbte sich. Man sah es selbst in dieser alles rot überstrahlenden Beleuchtung.

„Ich war um elf Uhr zu Bett gegangen. Bei dem furchterlichen Sturm konnte ich nicht schlafen. Ich hörte es zwölf schlagen. Da war mir so, als hätte der Sturm eine Fensterscheibe eingedrückt. Ich stand auf. Richtig, von oben her, aus der Wohnung der Frau Stüven ...“

„Was, Sie haben Mitbewohner? ... Die Leute sind doch gerettet!“

„Es wohnt nur Frau Stüven im oberen Stockwerk“,

bemerkte Grünau, der kein Auge von Lemke ließ, „und Frau Stüven ist seit einigen Tagen verreist.“

„So, so! ... Nun weiter.“

„Ja, was dann noch weiter“, fuhr Lemke etwas dreister fort, ein tückischer Blick trug Grünau. „Als ich mit den Schaden bezah, wunderte ich mich über den hellen Schein, der draußen herrschte. Ich stieckte den Kopf durchs Fenster — da wußte ich, daß der Schuppen brannte.“

„Sie schlugen dann Lärm, wie man mir erzählt hat.“

„Ganz recht, Herr Polizeimeister. Und, ehrlich gesagt, ... ich will keinem zu nahe treten ... ich muß mich aber doch wundern, daß nicht der Wächter das Feuer entdeckt hat, als er seine Runde machte.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ Grünau trat mit geballten Händen dicht vor ihn hin.

„Einen Augenblick, lieber Grünau.“ Besorgt sah der Polizeimeister den von aller Selbstbeherrschung Verlassenen am Arm. „Und nun beantworten Sie mir mal die Frage“, wandte er sich von neuem an Lemke.

Aber Lemke zuckte nur die Achseln, ein höhnisches Lächeln bedeckte sein Gesicht.

„War Ihr Haus versichert?“ ging es da mit Grünau durch.

„Danach werden wir Herrn Lemke morgen befragen“, sagte rasch der Polizeimeister. „Ich erwarte Sie gegen neun Uhr auf dem Rathause.“ Damit nickte er dem Denunzianten kühl zu und wandte ihm den Rücken.

Als Lemke wieder in die Menschenmauer zurücktreten wollte, blickte er geradeswegs in das spöttisch lächelnde Gesicht Schnabels.

Er drang in die lebende Mauer ein und drängte sich durch, bis er die Bewegungsfreiheit hatte. Plötzlich legte sich ihm eine Hand auf die Schulter. Er fuhr herum: Schnabel.

„Komm!“ sagte dieser halblaut.

Grünau hatte den kleinen Vorgang genau verfolgt.

„Lemke hätte gleich verhaftet werden müssen, Herr Polizeimeister.“

Der wiede bedächtig den Kopf.

„Das ging doch wohl nicht, lieber Grünau. Gewiß, im innersten Herzen teile ich Ihren Verdacht. Aber vorläufig ist es doch nur ein Verdacht, nicht wahr? ... Und dann vergessen Sie eins: In diesem Zustand der allgemeinen Erregung würde man Lemke in Stücke zerissen haben, wenn ich ihn hätte abführen lassen. Warten wir, bis es Tag wird ... Ich sehe da drüber vor der Absperrungsleine Ihren Schwiegervater stehen. Sagen Sie ihm doch von mir, Grünau, daß er in hervorragender Weise seine Pflicht getan habe. Er soll wie sinnlos in sein Nebelhorn gestoßen haben. Nicht zuletzt ihm ist es zu verdanken, daß die Feuerwehr so schnell zur Stelle gewesen ist.“ Damit wandte er sich dem Bürgermeister und dem Landrat zu, die auf ihn zutaten.

„Nun?“ sagte Schnabel stehenbleibend, als er mit Lemke allein war.

Sie befanden sich am Ufer des Flusses, dessen

Strömung rauschte. Man sah im Widerschein des Feuers die dahinragenden Wasser. Die Büsche, die stellenweise den Flußrand einsäumten und bei normaler Höhe des Spiegels manchmal emporragten, ertranken fast in der gurgelnden Flut.

„Nun?“ wiederholte Schnabel spöttisch.

Lemke wischte seinem durchdringenden Blick aus.

„Was meinst du?“ fragte er nach einer Pause.

Schnabel erhob seine rechte Hand in der Richtung des Feuers.

„Das geht um Kopf und Kragen, Lemke.“

„Was soll das heißen? . . . Bist du auch der Meinung, daß Schellbruch der Brandstifter ist? . . .“

Schnabel beugte sein aufgedunsenes Gesicht zu ihm hin.

„Nicht Schellbruch — sondern du!“

„Schnabel!!“

„Auf der Brücke stehen die Feuerwehrleute. Du tätest deshalb besser, deine Stimme zu schonen. — Reden wir nicht so viel, Lemke. Mich interessiert nur eins: Ist dein Haus versichert?“

„Was geht dich das an!“

„Eine ganze Menge. Von dem Gelde, das Väder Witt uns unfreiwillig überlassen hat, hast du die Hälfte bekommen — nobel war ich immer — von der Versicherungssumme steht mir die Hälfte zu.“

Lemke zitterte. Ihm war, als hätte sich ein Schatten an ihn gehetzt, dem er nicht entfliehen könne. Wenn seine Tat ans Licht kam, war er verloren; gelang es ihm, die Menschen zu täuschen, blieb ihm aber Schnabel, sein Schatten. In wenigen Sekunden reiste ein Entschluß in ihm.

„Schnabel“, sagte er wehleidig, „du errätst auch alles.“

Der andere lachte.

„Das war nicht schwer zu erraten.“

„Was rätst du mir, Schnabel? . . . Halt, nicht hier, man könnte uns sehen.“ Wie ein Verzweifelter lief er voran.

Fünfzig Schritte weiter beschrieb der Fluß einen Bogen. An dieser „Kniekehle“ war das Vorland jetzt überflutet und dadurch so schmal geworden, daß nur wenige Personen nebeneinander gehen konnten.

„Wenn es nun rauskommt“, wimmerte Lemke, die Hände ringend.

Mit einem Male versetzte er seinem Begleiter einen solchen Stoß, daß dieser seitwärts ins Wasser stürzte. Aber Lemke hatte nicht mit der Geistesgegenwart seines Genossen gerechnet oder sie unterschätz. In dem Augenblick des Fallens griff dieser nach einem Halt. Er trallte sich in den Arm des Denunzianten, der nun auch hinschlug. Der kurze, erbitterte Kampf eines vom Tode Bedrohten und einem, der sich mit Aufwendung seiner schwächeren Kraft abmühte, die eiserne Faust zu lösen. Entweder es mußte Schnabel gelingen, wieder auf festes Land zu kommen — oder Lemke mußte zu ihm hinabgleiten. Dieses trat ein. Denn es gelang Schnabel, den Kopf seines Mörders mit beiden Armen zu umfassen; ein langgezogener Schrei, dann führte das gurgelnde Wasser beide davon.

*

Nun brannten die acht Häuser, die in einer Reihe standen; der Schuppen und Lemkes Haus lagen bereits in Asche. Niemand gab sich einer Täuschung darüber hin, daß nicht nur der größte Teil der Stadt gefährdet sei, wenn die Gasanstalt in die Luft flöge, sondern daß auch zahllose Menschen mit in Gefahr kämen.

Die Gasanstalt befand sich auf einem freien Platz nicht weit von der Sedanstraße. Sie wurde unausgesetzt von Funken bestrichen. In der ersten Ratlosigkeit und Erregung hatte man dem Vorschlag des Gasmeisters, alle Ventile zu öffnen und das Gas entweichen zu lassen, kein Gehör geschenkt; nun war es zu spät. Die fliegenden Funken würden die drohende Katastrophe nur beschleunigen.

Zunächst wurden alle Straßen in der Nähe der Gasanstalt von den Bewohnern geräumt. Es begann eine Flucht wie beim Ausbruch eines feuer speienden Berges. Kinder wurden fortgetragen, Hunde gehoben — ein wildes, sinnloses Durcheinander herrschte.

Die nächste Maßnahme bestand darin, die Salobistrasse, die mit der Sedanstraße einen rechten Winkel bildete und — bis jetzt noch! — als Schutzwall vor der Gasanstalt lag, mit allen Mitteln vor demandrängenden Feuer zu schützen. Aus der benachbarten Stadt und den umliegenden Ortschaften waren die Feuerwehren auf Anruf längst herbeigeeilt; gelang es, die Feuersbrunst auf die Sedanstraße zu beschränken, dann konnte man aufatmen. —

Vor dem vierten Hause der Sedanstraße, dessen Gerüst soeben schwankte und dann mit einem Krachen zusammenstürzte, stand, das Abspernungstor haltend, Schellbruch. So stand er schon seit zwei Stunden, wie ein Steinbild, unbekümmert um die Funken, die sich auf seinen Mantel niederließen und ihm den Bart verlengten. Sein Blick war starr auf das Feuer gerichtet.

In der ersten Reihe der Zuschauer, einige Meter hinter der Leine, befanden sich Lisbeth, Hermine und Hans Witt. Dann und wann trat Grünau zu ihnen.

Einmal raunte Hermine ihm zu:

„Kann Vater nicht mal einen Schluck Kaffee zu sich nehmen? . . . Sorge doch dafür, Alfred.“

Grünau trat zu Schellbruch hin. Er sprach mit ihm, erhielt aber keine Antwort. Nur ein langsam Kopfschütteln bewies, daß noch Leben in dem Alten war.

(Fortsetzung folgt.)

Cullula.

Von Werner Sunzel, Marburg (Hessen).

Cullula haben die Zoologen die Heidelerche mit lateinischem Namen genannt, und sie haben damit das Richtige getroffen bei der „Lullerche“, die uns auf der Heide oder im Gebirge an sonnigen Märztagen die Wiederkehr des Frühlings verkündet.

Ein süßes Lullen ist ihr Lied, ein weiches Flöten und ein zartes Läuten, einer der stimmungsvollsten heimischen Vogelgesänge. Der Reiz des Heidelerchenliedes wird noch erhöht durch die Art des Vortrags: nicht schlägt Cullula wie ihre Väte, die Feldlerche, gleich einer beschwingten Rakete tierischend in die Höhe, um nach beendetem Sang wie ein Stein herabzufallen. Nein, Cullula erhebt sich mit sachten Schwingschlägen aus der braunen Heide, läßt einzelne „Didlüü dlüü“ hören und schwingt sich in ruhig ansteigendem Fluge empor. Dann beginnt sie in der Höhe zu kreisen, und zu ihrem lustigen Reigen singt sie sich selbst die Weise, lusst und spielt und läuet ihr Silberglockchen. Große Ausdauer zeigt die Heidelerche bei ihrem Sang und Höhenflug, stundenlang erfreut sie den einsamen Wanderer, der in sonniger Heide mittags unter einem großen Wocholder rastet oder sich abends am Rande des harzduftenden Bergwaldes auf einem bemosteten Baumstumpf niederlegt, um die von der untergehenden Sonne verklärte Welt grüner Täler, dunkelbewaldeter Berge und rosig leuchtender Wolken zu schauen.

In unseren Mittelgebirgen sind die Waldblöhen in der Nähe von Nadelholz ihre Lieblingsplätze, aber auch lichte Feldgehölze und kleines Odland bewohnt die Heidelerche, wo ein paar kümmerliche Dornbüsche der naturzerstörenden „Feldbereinigung“ entgangen sind und einigen Goldammern und Hänflingen Wohnung gewähren. Oft habe ich in thüringischen und hessischen Dörfern sie sogar im Eifer des Gesanges sich bis über die Häuser verfliegen sehen. Im Grafe oder Heidegestrüpp baute die Lullerche ihr Nest. Sind die 4—5 Jungen beider Brutnester flügge, so schlagen sie sich zu kleinen Gesellschaften zusammen, die oft noch im November von Stoppelfeldern vor uns auffliegen, wenn auch die meisten bereits früher in die südlichen Winterberghäuser ziehen.

Die Gebirgsbewohner haben den Vogel gern, pflegen ihn deshalb auch im Käfig, wo er fast das ganze Jahr singt. Wenn wir an einem kalten Winterabend bei einem begeisterten Vogelstiebhaber „aus der alten auten Zeit“ gemütlich bei der Lampe sitzen und über unsere gesiederten Lieblingsvögel plaudern, läuet, lusst und Klingelt es auf einmal in einem Käfig an der Wand und das Lied der kleinen Sängerin im schlichten Gewande trägt Freude und Frühlingswonne in das beschiedene Stübchen des alten Vogelstreundes. Dann erzählt uns der Alte, wie er vor Jahren an einem Märtormorgen die Heidelerche hinter dem Dorf am Walbrand gefangen hat und wie Jahraus, Jahrein ihr eifriger Gesang die sorgfältige Wartung belohnt habe. Denn selbst bei Lampenchein singt Cullula — während die Herbst- und Winterstürme unheimlich im weißen Schornstein heulen und die tiefen Zweige des alten Holunderbaumes gegen die niedrigen Fenster schlagen. Eine Lullerche oder ein anderer gesiedelter Freund ist oft die einzige Quelle der Freude für

so einen einsamen Menschen, die wir ihm gerne gönnen, zumal auch das Vogelschubgesetz den Fang einzelner Vögel außerhalb der Brutzeit und ihre Pflege im Käfig dem Naturfreund gestattet; denn ein lieblicher Vogelzüchter wird auch ein Heger der freilebenden Sänger sein, er wird bei den jubelnden Liedern seiner gesiederten Stubengenossen auch des winterlichen Hungers unserer Stand- und Strichvögel Gedanken; in Winterabenden versorgt er aus Brettern Starenfästen und benutzt den hohlen Birnbaum, den der Herbststurm zu Boden stürzte, zur Herstellung von Bruthöhlen für Meisen und Rotschwänzchen. Nur wer die Vögel seiner Heimat liebt, unterzieht sich ihrer immerhin nicht ganz mühelosen Pflege in der Gefangenschaft und lernt diese anmutigen Geschöpfe recht kennen. Die eifrigsten Vogelschützer sind zugleich auch begeisterte Liebhaber von Stubenvögeln gewesen.

Man hält die Heidelerche in einem länglichen, mit zwei dicken Sichtgängen und einer riesefüllten Schublade versehenem Käfig, sorgt stets für peinliche Sauberkeit und reicht ein sogenanntes „Nachtigallfutter“ und etwas Sämereien (Mohn) in besonderem Näßchen. Im Sommer hängt man das Vogelbauer am besten vors Fenster, doch so, daß keine Käse daran kann. In der frischen Luft singt die Lerche eifrig und erfreut auch die Nachbarn, soweit sie nicht griesgrämige Langschläfer und unverbesserliche Philister sind; auch nachts ertönt dann ihr Lied.

Die nächtlichen Heidelerchenweisen haben mich oft in der weiten, friedlichen Heide Nord- und Ostdeutschlands und in unseren heimischen Bergwältern erquart, kein Vogelgelang aber hat je solchen Eindruck auf mich gemacht, wie die friedlichen Heidelerchenlieder in den warmen Sommernächten 1917 während der Aisne-Champagneschlacht; ein wahnkönigliches Granatfeuer und die Bombenangriffe des Feindes ließen uns auch nachts im Waldgebirge bei Reims keine Ruhe; das Trommelfeuer steigerte sich zum Höllenlärm, wenn an vielen Stellen gleichzeitig große Mengen Munition in unseren Geschützstellungen in die Luft flogen. Und über all dem Krach und Menschenjammer, in der von Geschossen durchsausten Gas-Qualm- und Kreidesaub erfüllten und von Explosionen blitzartig erhellten Nachtluft des grauenhaften Schlachtfeldes erklangen vielseitig die himmlischen Weisen der kleinen Heidelerchen. Ich machte die feindwärts ins Dunkel spähenden Posten meiner treuen Kompanie, „meine Männer“ auf die Vogelweisen auf der Höhe aufmerksam und gedachte selbst jenes Sonnabends, wo ich als Schulbus vor dem heimatlichen Dorfchen am blühenden Hedenrodenrain saß und zum erstenmal „mit Bewußtsein“ lauschte den lieblichen Weisen der hochfliegenden Quirula.

Mein Besuch in São Paulo.

Von Valentin Korse.

Um es vorweg zu sagen: dies ist keineswegs eine literarische Angelegenheit. Nicht habe ich einen merkwürdigen Vorgang erinnern und in die Form persönlichen Erlebnisses gekleidet, sondern das, was ich tatsächlich erlebte, wird hier ohne jedes Brimborium erzählt.

Es handelt sich um einen Traum . . . vielleicht aber war es gar kein Traum . . . ich weiß nicht, und der Leser wird es am Schlus auch nicht wissen.

Die Geschichte liegt einige Jahre zurück. Ich hatte in der sächsischen Stadt, wo ich damals beschäftigt war, einen jungen Mann namens West kennen gelernt, bleich und groß, mit glühenden Augen. Ihn peitschte die Sehnsucht nach Übersee. Ungewöhnlich energisch von Natur, ließ er nicht loder, bis seine Wünsche sich erfüllten. West ging nach Blumenau in Südbraziliens; wir schrieben uns ein paar mal Karten, dann riss die Verbindung ab, und neue Eindrücke, bedingt schon durch einen Ortswechsel, verwischten mit die Erinnerung.

Etwas drei Jahre waren vergangen, da träumte ich eines Nachts folgendes: Ich war in einer großen, offenbar fremdländischen Stadt. Praller Sonnenschein lag auf weißen Häusern. Rechter Hand ein weit sich dehnender Park mit Palmen und Bananenstauden, inmitten eines Rondells ein schlanker Brunnenobelisk. Unfern an der Straße wuchtete ein imposantes Gebäude, dessen ganze Breite dieses Firmenschild überschrie: „Companhia da Fruteira“. Während ich zu dem Geschäftshaus emporblieb, schrillte eine Glocke. Ein Strom von Menschen ergoss sich aus dem Tor ins Freie, ich wurde gequetscht, geschoben . . . und plötzlich sah ich West, in gelbem Leinenanzug, winke ihm freudig, will auf ihn zugehen, er streckt mir die Hand entgegen . . . aus!

Ich erwachte. Dieser Traum, von seltsamer Intensität, vergwamm nicht so bald wie sonst wohl Träume. Ich mußte tagelang an die fremde Stadt denken, an das vorstellige Firmenschild, den Brunnenobelisk, bis allmählich die Bilder trüber wurden.

Zwei Monate später aber erhielt ich einen Brief, der an meine frühere sächsische Adresse gerichtet war und nachgeschickt wurde. West schrieb: „Sie werden sich wundern, nach so langer Zeit wieder von mir zu hören. Ich bin nicht mehr in Blumenau, sondern habe eine Stellung in São Paulo angenommen, bei der Companhia da Fruteira. Warum ich schreibe? Mir ist neulich Mittags etwas Romantisches begegnet. Die Glocke hatte zum Lunch geläutet, ich will zum Essen gehen, trete auf die Straße, und da sah ich im Gedränge Sie! Weiss Gott: ich habe Sie ganz deutlich erkannt. Sie trugen einen mausgrauen Gabardine-Anzug und taubenblauen Filzhut. Als ich Ihnen die Hand entgegenstreckte, kamen einige Kerls dazwischen und dann waren Sie weg. Ullig, nicht wahr? Mir geht es hier sehr gut. Ich lege Photographien bei, die Ihnen zeigen mögen, in welcher Umgebung ich arbeite und lebe.“

Es waren zwei Photographien: das Gebäude mit dem Firmenschild „Companhia da Fruteira“ und der Brunnenobelisk inmitten von Palmen und Bananenstauden.

Wenn ich noch bemerke, daß ich zur Zeit tatsächlich einen mausgrauen Gabardine-Anzug und taubenblauen Filzhut trug, dann

Ich weiß nichts. Und niemand wird etwas wissen.

Die Seele des Esels.

(Eine Geschichte aus der Zeit Harun-al-Rashids.)

Von Mahmud Selim.

In Bagdad lebte zu jener Zeit, als Harun-al-Rashid regierte, ein arabischer Philosoph Abderrahman abu Beneser, der dafür bekannt war, daß er sich der armen, im Orient ganz besonders gequalten Tiere lieblich annahm. Er laufte den Eseltriebern, die mit spitzen Stacheln ihre unter der Last fast zusammenbrechenden Tiere antrieben, die Schwächen und Elendesten dieser bejammernswerten Geschöpfe ab, führte sie in einen schönen Stall, den er für sie batte bauen lassen, fütterte und pflegte sie und gab sie dann Leuten, von denen er wußte, daß sie Tiere besser behandeln. Die Menschen, die das Verhalten des Philosophen lächerlich fanden, nannten ihn nun mehr Abu clumar, den Vater des Esels, was nebenbei eine grobe Beleidigung bedeutete. Aber der Philosoph kümmerte sich darum nicht, sondern betrieb sein Liebeswerk an den Tieren weiter. Harun-al-Rashid erfuhr von dem seltsamen Gebaren Abderrahmans und ließ ihn vor seinen Thron kommen.

Was verschwendest du“, fragte der Kalif, „deine Liebe an die Tiere? Gibt es keine Menschen, die ihrer bedürfen?“ „Erhabener“, erwiderte der Philosoph, „je mehr ich in meinem langen Leben Menschen kennen lernte, desto mehr liebe ich die Tiere.“

Und warum liebst du die Tiere?“ fragte der Kalif lächelnd weiter.

Möge dir, Herr aller Gläubigen, Allah langes Leben schenken“, erwiderte der Philosoph, „ich liebe die Tiere, weil sie eine Seele haben.“

„Eine Seele haben“, riefen da die hohen Geistlichen am Hof aus, die der Unterhaltung bewohnten. „Es ist unerhört, was dieser Freveler sagt. Nicht einmal die Frau hat eine Seele, aber der Esel soll eine Seele haben?“ Harun-al-Rashid dämpfte mit einem Stirnrunzeln die Aufregung der Imame. Er wandte sich dem Philosophen zu: „Beweise, daß der Esel eine Seele hat und ich will dir versprechen.“

„O gnädiger Herr“, rief da der Philosoph aus, „ich vermöchte dir nicht zu beweisen, daß ein anderer als ich eine solche hätte. Ich weiß es aber trotzdem. Es gibt viele Dinge, die wir wissen, aber nicht beweisen können.“

Harun-al-Rashid war mit dieser Antwort nicht zufrieden und wollte eben den Philosophen dem Gericht seiner Imame aussiefern, da meldete sich der Hosnarr des Kalifen zu Wort.

„Sricht, Narr“, sagte der Kalif, wo die Philosophen nicht mehr weiter kommen, fangen die Narren zu reden an.“

„Mit Recht“, krähte der verwachsene Zwerg, „weil Menschenweisheit enge Grenzen hat, und nur die Nartheit zu springen wagst.“

„So beweise“, sagte Harun-al-Rashid.

„Wann ist dein Großvater gestorben, Herr?“ fragte der Narr.

„Vor vier Wochen“, antwortete der Kalif.

„Und hat er eine Seele gehabt?“ fragte der Narr weiter.

„Beim Barte des Propheten“, rief Harun-al-Rashid, „ich lasse den Löwen, der es leugnet.“

Da kreischte der Narr auf vor Lachen. Gewonnen, Herr! Gewonnen! Der Großvater hat eine Seele und war doch der größte aller Esel. Du hast es selbst so oft gesagt.“

Der ganze Hof lachte und der Philosoph durfte sein Liebeswerk an den Eseln weiter ausüben.

Das Reich der Technik

Technische Rundschau.

Von Ernst Trebesius.

Bahnhöfe ohne Schalter. — Die größte Seeschleuse der Welt. — Schwimmende Inseln auf dem Atlantik.

Vor kurzem ist auf der Berliner Schnellbahn eine sehr bemerkenswerte verkehrstechnische Neuerung in Betrieb genommen worden. In dem Bestreben, die Personalkosten nach Möglichkeit herabzusetzen, ohne durch diese Maßnahme die Sicherheit und glatte Abwicklung des Verkehrs zu vermindern, wurden auf dem neuen Bahnhof Kreuzberg der Berliner Nord-Süd-Bahn nach dem Vorbilde der Londoner Schnellbahnen vier halbautomatisch wirkende Apparate aufgestellt, die einen besonderen Fahrkartenschalter erübrigen. Die Funktionen des Fahrkartenvorlaufs und des Schaffners an der Sperre wurden einem Beamten übertragen, der mit Hilfe des Apparates beide Tätigkeiten schnell und ohne Arbeitsüberlastung ausüben kann. Wo auf anderen Bahnhöfen die Schaffnerwanne an der Sperre ihren Platz hat, erhielt die Station Kreuzberg ein kleines Häuschen, in dem ein Beamter den Apparat bedient. Durch Drücken einer Taste gibt dieser Apparat die gewünschte Karte her. Er enthält, entsprechend den Klassen und Zonen, sechs verschiedene Kartensorten, und vermag sechs Karten einer Sorte auf einmal herauszugeben. Nachdem die Karte automatisch durch Löcher entwertet ist, wird der Zutritt auf den Bahnsteig freigegeben.

Einen noch vollkommeneren Automaten erhielt die Station Hermannplatz. Bei diesem Apparat kommt die bedienende Person gänzlich in Wegfall. Nach Einwerken des Fahraufes gibt der Automat eine gelochte Fahrkarte heraus und zugleich das Drehkreuz der Sperre für eine Viertelumdrehung frei. Der Apparat gibt nur eine Kartensorte für ein Drehkreuz aus. Es läßt sich jedoch noch ein zweiter Apparat an das Drehkreuz anschließen. Nach gründlicher Erprobung soll dieser Vollautomat auf Stationen mit starkem Verkehr zur Entlastung der übrigen Sperren mit halbautomatischem Betrieb dienen oder in Stunden schwachen Verkehrs den Dienst ganz allein ausüben. Beide Systeme sind auch für andere Stationen der Berliner Schnellbahn vorgesehen worden. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auf der Londoner Untergrundbahn kürzlich ein Fahrkartautomat probeweise aufgestellt wurde, der nach dem Einwurf eines größeren Geldstückes nicht nur die gewünschte Fahrkarte verabfolgt, sondern auch noch das überschüssige Geld herausgibt. Ob ein derartig vielseitiger Automat den großen Anforderungen der Praxis auf die Dauer gewachsen sein wird, steht noch dahin.

Eine Seeschleuse mit riesigen Abmessungen wird gegenwärtig in Utrecht in Holland errichtet. Sie wird auf der Seeseite des Kanals gebaut, der Amsterdam mit der Nordsee verbindet. Da die beiden vorhandenen Seeschleusen von 119 Meter bzw. 225 Meter Länge den immer mehr anwachsenden Abmessungen der großen Dampfschiffe nicht mehr genügen, so entschloß man sich zum Bau einer neuen Schleuse, die mit 400 Meter Länge, 50 Meter lichter Weite und 15 Meter Drehpeltiefe wohl für alle Zeiten jeder Schiffssgröße gewachsen bleiben dürfte. Bereits im Jahre 1921 wurde mit der Aushebung der gewaltigen Baugruben für die Schleuse begonnen. Nicht weniger denn 19 Millionen Kubikmeter Erdreich galt es zu diesem Zweck zu bewegen und nach Amsterdam zu transportieren, wo dieser gelegene Grundstück damit aufgefüllt wurden. Die fast 17 Meter breiten Kammermauern, die auf einer 1 Meter starken Eisenbetonplatte errichtet wurden, geben zurzeit ihrer Fertigstellung entgegen. Die Eisenbetonplatte selbst mußte auf Eisenbetonpfählen gegründet werden. Die Schleuse wird aus Gussbeton ohne Verkleidung hergestellt. Für die Kammermauern waren etwa 44 000 Kubikmeter Beton erforderlich; das Binnenhäupti wird ungefähr 70 000 und das Außenhäupti gegen 145 000 Kubikmeter Beton erfordern. Zur Armierung des Betons an den Umlauflöchern usw. werden etwa 23 000 Tonnen Rundseile benötigt. Die Schleuse wird durch eisernen Schieberore verschlossen. Für das Binnenhäupti ist ein, für das Außenhäupti sind zwei Tore vorgesehen. Jedes Tor wird etwa 1250 Tonnen wiegen. Die neue Schleuse, deren Baukosten auf 18 bis 19 Millionen Gulden geschätzt wurden, hofft man noch im Jahre 1928 dem-

Verkehr übergeben zu können. Sie wird nach ihrer Fertigstellung die größte Seeschleuse der Welt darstellen.

Bekanntlich eilt des Dichters Phantasie den Ereignissen häufig eine Spanne Zeit voraus. Sind doch z. B. viele unserer technischen Errungenschaften schon vor ihrer Schöpfung von zukunftschaudenden Romanschriftstellern in allen Einzelheiten geschildert worden. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß eines Tages auch die technische Phantasie, die vor einiger Zeit in Gestalt des Romans „Evelynland“ in einer Zeitung zum Abdruck gelangte, ebenfalls eine vollendete Tatsache sein wird. Der amerikanische Ingenieur Armstrong hat kürzlich einen nach allen Seiten hin wohlerwogenen Plan ausgearbeitet und der Öffentlichkeit übergeben, in dem er nichts Geringeres als schwimmende Inseln für den Atlantik ins Auge faßt. Allerdings sollen diese aus Eisen und Beton gefüllten Inseln nicht als leichter Nerventitel amerikanischer Nabobs und ihrer Luxusweibchen fungieren, sondern dem Flugverkehr zwischen der alten und neuen Welt als Stützpunkt dienen. Die 250 Meter langen und 100 Meter breiten Pontons denkt sich Armstrong mit Hilfe schwerer Betonlöcke und Stahlketten auf dem Meerestoden verankert, so daß sie dem Spiel von Ebbe und Flut zwar folgen, von den Wogen und Meereströmungen jedoch nicht abgetrieben werden können. Der Flug über den Ozean, der trotz aller Fortschritte im Flugzeugbau heutzutage noch und wahrscheinlich auch in späteren Zeiten ein schwieriges und fahnes Unternehmen darstellt, würde durch Schaffung einiger Zwischenlandesläge in Gestalt schwimmender Inseln ohne Zweifel eine starke Sicherung erfahren. Einstweilen hat sich freilich noch niemand gefunden, der die bedeutenden Mittel zur Ausführung dieser Idee zur Verfügung stellt.

Deutsche Dampflokomotiven-Rekorde.

Die deutsche Lokomotiven-Industrie denkt nicht daran, vor den Ambitionen des Luftverkehrs die Waffen zu strecken und so hat die AEG neuerdings Schnellzuglokomotiven herausgebracht, die nicht nur für Deutschland, sondern innerhalb der internationalen Lokomotivbautechnik eine Höchstleistung darstellen. Bis vor wenigen Jahren leisteten die Schnellzuglokomotiven der Reichsbahn von dem Augenblick ihrer Indienststellung an bis zur ersten großen Reparatur höchstens 100 000 bis 120 000 Kilometer worauf zwischen den weiteren Reparaturen die Laufleistungen ständig sinken. Die Statistiken der amerikanischen Eisenbahnverwaltungen kommen übrigens zu ganz gleichen Ergebnissen: auch dort wird die Normalleistung bis zur ersten Überholung mit 50- bis 62 000 englischen Meilen = 80- bis 100 000 Kilometer angegeben. Die neuerrungen von der AEG gebauten Lokomotivtypen haben bereits mehrfach bis zur ersten Großreparatur mehr als 200 000 Kilometer zurückgelegt und sind auch dann nur der Werkstatt überwiesen worden, weil bestimmungsgemäß keine Lokomotive länger als drei Jahre ohne gründliche Überholung in der Werkstatt in Betrieb gehalten werden darf. Diese Leistungen bedeuten natürlich eine erhebliche Ersparnis an Betriebskosten, die sich weiterhin in dem Stand der Reichsbahn, wie auch im Wirtschaftsleben überhaupt sehr vorteilhaft auswirken dürfte.

Der größte Dieselmotor der Welt.

Eine Dieselmashine, die jetzt auf einer Hamburger Werft erbaut wird, ist die größte ihrer Art auf der Welt. Wie in der „Umschau“ mitgeteilt wird, ist es eine doppelt wirkende 9-Zylinder-Dieselmashine, der Zylinder beträgt 86 Zentimeter, die Hubhöhe 150 Zentimeter und die Umdrehungszahl 93%. Gegenüber der bisherigen höchsten Zylinder-Leistung von 1000 PS. wird hier eine Leistung von 1670 PS. pro Zylinder erreicht, und die Gesamtleistung des Motors beträgt 15 000 PS., während sie bisher nicht über 8000 PS. hinausging. Die Maschine ist als Antrieb eines Drehstromgenerators von 10 000 Kilowatt für die Hamburgischen Elektrizitätswerke bestimmt. Vor der Dampfmashine hat der Dieselmotor die steile Betriebsbereitschaft voraus, da er keiner langen Anheizzeiten bedarf, sondern schnell auf seine Höchstleistung gebracht und jederzeit wieder schnell aus dem Betrieb gezogen werden kann. Wegen dieser Eigenschaften ist die Dieselmashine als Reserve und zur Deckung des Höchstbedarfs von Elektrizitätswerken besonders geeignet.